Ein schwieriger Geschäftsbrief.

Aus dem Englischen von R. B.

Es ist seltsam, wie eine oberflächlich hingeworfene Bemerkung oft denjenigen, an den sie gerichtet ist, in Aufruhr bringt, ohne daß der, dessen Lippen sie entflohen ist, sich irgend etwas Ernstes dabei gedacht hat.

So ging es Richard Denham, als ihm ein Geschäftsfreund eines Tages im Laufe des Gespräches sagte: „Sie sind ein reicher Mann, Herr Denham, und auf dem besten Wege, Millionär zu werden.“ Der Mann hatte nicht geglaubt, Denham damit Neues oder Ueberraschendes gesagt zu haben, aber es war so. Richard Denham stammte aus einer Familie, in der sich von Generation zu Generation — die Armuth vererbte. Er selbst hatte sein Leben lang mit ihr gekämpft, stets in der Angst, doch noch von ihr übermannt zu werden, bis er sie schließlich besiegt hatte, ohne sich des befreienden Gefühls seines Sieges bewußt zu werden. Er hatte rastlos gearbeitet, ohne sich eine Ruhe zu gönnen, oder zurückzublicken auf das, was er geschaffen, und so war es gekommen, daß ihm die zufällige Bemerkung eines Bekannten sein eigenes Glück verkünden mußte. Er athmete tief auf, wie ein Wettrenner, der gesiegt hat und nun frei Athem holen kann. So in Gedanken vertieft war er, daß er seinen Kassirer nicht bemerkte, der den Kopf zur Thüre herein streckte und, wie jeden Abend gefragt: „Haben Sie noch etwas für mich zu thun, Herr Denham?“

Denham fuhr empor, als verstände er diese Frage nicht, obgleich er sie doch seit Jahren jeden Abend gehört hatte.

„Wie, — was meinen Sie?“ rief er fragend.

Der Kassirer war, obgleich hoch erstaunt, zu wohlerzogen, um es zu zeigen.

„Haben Sie noch etwas für mich zu thun, Herr Denham?“ wiederholte er.

„Ach so! Nein, Rogers, danke, es ist nichts mehr!“

„Gute Nacht, Herr Denham!“

„Sie meinen—? Ach so, ja. Gute Nacht, lieber Rogers.“

Die Straße, in die Denham hinaustrat, hatte heute für ihn ein ganz anderes Aussehen als sonst. Er schaute die eleganten Häuser an und dachte dabei, daß er auch so eines kaufen könne, wenn er wolle. Er sah Equipagen vorbeifahren, und es fiel ihm ein, daß er ein reicher Mann sei und auch eine Equipage haben könne, wenn er Lust hätte, denn was sollte er mit einem großen Haus und einer eleganten Equipage machen? Hatte er doch keinen Menschen, den er hätte einladen können, in sein Haus zu kommen oder mit ihm spazieren zu fahren! Und da fiel ihm in seinem Reichthum plötzlich ein, wie ganz allein er in der Welt stand.

Auch daran zu denken, hatte er bis jetzt keine Zeit gehabt; nun aber, wo er hätte genießen können, fehlte ihm ein Freund, einer, mit dem er seinen Reichthum theilen konnte. Wohl hatte er einige Geschäftsfreunde, von denen wohl die meisten ein Haus und eine Familie hatten, aber er konnte keinen dieser Geschäftsfreunde sagen: „Laden Sie mich ein in Ihr Haus! Ich brauche Menschen; ich bin so einsam!“

Und selbst wenn man ihn eingeladen hätte, so hatte er nicht gewußt, was er mit sich anfangen sollte. Denn er war heimisch im Contor, er kannte dessen Sprache; der Salon aber war ihm ein unbekanntes Land, und fremd waren ihm seine Sitten. Er fühlte, daß sich bei dem Kampfe mit der Armuth etwas nicht hatte mit entwickeln können, was zu lernen jetzt unwiederbringlich war. Erst gestern hatte er einer seiner jungen Leute, der nicht gewußt, daß er in Hörweite war, von ihm, als von dem „Alten,“ sprechen hören, und obgleich er sich so frisch fühlte, wie immer, wollte ihm das böse Wort nicht aus dem Sinn.

Als er jetzt die Straßen verließ und im Freien wanderte, nahm er den Hut von seinem Kopfe und strich mit der Hand durch sein früh ergrautes Haar.

Er dachte an die Vergangenheit, und da stieg das Bild eines Mädchens vor seinem inneren Auge auf, das ihn vielleicht geheirathet hätte, wenn er den Muth gehabt hätte, die Frage zu thun. Aber er hatte den Muth nicht gehabt, denn das war von jeher an dem Unglück der Denham's schuld gewesen: sie hatten alle, nur mit Ausnahme von ihm selbst, jung geheirathet und hatten sich dadurch nicht empor arbeiten können, sondern waren in Armuth und Elend gestorben.

Das Mädchen hatte einen Bäcker geheirathet; o, wie lange Zeit das her war! Ja, der junge Mann hatte ganz recht, ihn den „Alten“ zu nennen!

Da sah er plötzlich ein anderes Mädchen vor seinem Geiste stehen, ein modernes Mädchen, anders wie jene, die den Bäcker heirathete. Sie war das einzige weibliche Wesen, das er kannte und mit dem er sprach, und das nur, weil sie in seinem Geschäft die Schreibmaschine bediente.

Fräulein Gale war ein hübsches Mädchen, natürlich! denn alle Mädchen, die an der Schreibmaschine sitzen, sind hübsch, und man wußte im Geschäft, daß sie aus guter Familie sei, deren Verhältnisse sich verschlechtert hatten. Ihr ruhiges, sicheres Benehmen bestätigte diese Ansicht und hielt die jungen Leute in Respekt.

Sie war ein verständiges Mädchen, die, nachdem sie herausgefunden hatte, daß die Handhabung der Schreibmaschine lohnender sei, als Klavier-Unterricht zu geben, sich dem ersteren zugewandt hatte.

Richard Denham setzte sich auf eine Bank und fuhr sich wiederholt mit der Hand über die Stirn.

„Warum nicht?“ fragte er sich. Es gab keinen Grund, der dagegen sprach, außer dem einzigen, daß ihm der Muth zu der entscheidenden Frage fehlen würde. Trotzdem war er fest entschlossen, es zu thun.

Der nächste Tag verlief in gewohnter Weise. Briefe kamen und wurden beantwortet und, wie jeden Tag zur bestimmten Stunde, kam Fräulein Gale in das Privat-Contor Denham's, um zu fragen ob sie noch etwas schreiben sollte. Denham zögerte, er fühlte, daß ein Geschäftslokal nicht der passende Ort für eine Liebeserklärung sei, aber er wußte, daß er außerhalb des Geschäftes noch verlegener sein würde. Außerdem hatte er überhaupt keinen Grund, das Mädchen zu Hause aufzusuchen; so blieb ihm also keine Wahl: entweder hier und jetzt, oder niemals!

„Setzen Sie sich einen Augenblick, Fräulein Gale“, sagte er, „ich möchte Sie um Ihre Meinung in einer Angelegenheit — einer geschäftlichen Angelegenheit, befragen.“

Fräulein Gale setzte sich, nahm den Bleistift zum Stenographiren in die Hand, legte das Heft auf die Knie und blickte ihren Chef fragend an. Denham, der vor Verlegenheit nicht still sitzen konnte, sprang auf und fuhr sich mit der Hand durch die Haare.

„Ich gehe mit dem Gedanken um“, begann er schließlich, „mir einen Socius zu nehmen. Das Geschäft geht gut, schon seit langer Zeit.“

„So?“ sagte Fräulein Gale fragend.

„Ja. Ich halte es für richtig, mir einen Socius zu nehmen, und darüber wollte ich auch mit Ihnen sprechen.“

„Wäre es nicht besser, Sie besprächen das mit Herrn Rogers? Er kennt das Geschäft doch besser als ich; doch vielleicht soll er selbst der Socius sein?“

„Nein, er ist es nicht. Rogers ist ein guter Kassirer, aber — nein, nein, er ist es nicht!“

„Dann denke ich doch, daß Sie in einer so wichtigen Sache Herrn Rogers oder jemand anders, der so geschäftskundig ist wie er, um Rath befragen sollen.“

„Ich brauche eigentlich gar keinen Rath, denn ich bin entschlossen, mir einen Socius zu nehmen, d. h. wenn derselbe es will.“

Es wurde Denham heiß, die Sache war doch weit schwieriger, als er geglaubt hatte.

„Dann handelt es sich wohl um das Kapital, das der Socius in das Geschäft geben soll?“ fragte Fräulein Gale, bemüht, ihm zu helfen.

„Nein, nein, es ist mir nicht um das Kapital zu thun! Ich habe selber genug, und das Geschäft wirft jährlich so und soviel ab, Fräulein Gale.“

Das Mädchen blickte ihn erstaunt an.

„Sie wollen doch nicht Ihren Nutzen mit einem Socius theilen, der Ihnen kein Kapital dazu bringt?“ fragte sie.

„Doch, das beabsichtige ich, denn ich brauche, wie gesagt, nicht mehr Kapital.“

„O, wenn Sie das wollen, dann sollten Sie sich doch lieber erst mit Herrn Rogers berathen, ehe Sie sich binden!“

„Rogers würde das nicht verstehen.“

„Ich fürchte, ich verstehe auch nicht, wie man so etwas thun kann. Es erscheint mir närrisch, — wenn ich sagen soll, was ich denke.“

„Ja, thun Sie das, bitte! Aber es ist lange nicht so närrisch, wie Sie denken. Ich hätte mir schon längst einen Socius nehmen sollen und bin jetzt auch entschlossen, den Fehler gutzumachen.“

„Dann weiß ich nicht, wozu ich dabei nöthig bin, wenn Sie doch schon entschlossen sind!“

„O doch; ich brauche Sie dazu. Ich fürchte, daß mein Anerbieten zurückgewiesen wird.“

„Es wird aber sicher angenommen, wenn der Betreffende bei Verstand ist. Solch ein Anerbieten wird doch keiner zurückweisen! Das findet sich nicht alle Tage! Da können Sie ganz sicher sein!“

„O, glauben Sie wirklich, Fräulein Gale? Es ist mir lieb, das von Ihnen zu hören. Um was ich Sie befragen wollte, das ist die Form des Anerbietens. Ich möchte dasselbe recht — ja, wie soll ich sagen? — recht zartfühlend stellen, sodaß es nicht beleidigt und nicht zurückgewiesen werden kann.“

„Sie wünschen also, daß ich ihm einen Brief schreibe?“

„Jawohl, jawohl,“ rief Denham befriedigt aus. Er hatte zwar nicht daran gedacht, einen Brief zu senden, jetzt aber schien es ihm das beste Mittel, aus dieser fürchterlichen Verlegenheit herauszukommen.

„Haben Sie schon mit ihm darüber gesprochen?“

„Mit ihm? Worüber?“

„Mit Ihrem künftigen Socius über das Anerbieten?“

„Nein, o nein; ich — ich habe außer mit Ihnen noch mit niemand darüber gesprochen.“

„Und Sie wollen nicht mit Herrn Rogers darüber sprechen, ehe Sie schreiben.“

„Nein. Es geht Rogers absolut nichts an.“

„Nun, dann will ich schreiben,“ sagte Fräulein Gale kurz, sich über ihr Heft beugend. Es war ihrem Tone anzuhören, daß ihre Achtung vor Denhams Verstande beträchtlich sank. Plötzlich schaute sie auf: „Wie hoch soll ich die jährlichen Einkünfte beziffern? Oder wünschen Sie, daß das gar nicht erwähnt wird?“

„Nein, erwähnen Sie das lieber nicht. Denn, sehen Sie, Fräulein Gale, ich möchte das Verhältniß nicht auf einer gesellschaftlichen Basis aufbauen, durchaus nicht!“

„Auf was für einer Basis aber denn?“

„Ja, das kann ich nicht so recht sagen; auf einer persönlichen Basis, vielleicht. Ich hoffe, daß mein Socius gerne mein Partner werden möchte.“

„Also auf einer freundschaftlichen Basis, wenn ich recht verstehe?“

„Jawohl, freundschaftlich, natürlich, vielleicht noch mehr als das!“

Fräulein Gale blickte ihn rathlos an: „Ja, warum wollen Sie ihm dann nicht lieber ein paar Zeilen schreiben, in denen Sie ihn um eine Unterredung bitten? Dann können Sie alles mündlich besprechen.“

Denham erschrak!

„Ach nein,“ sagte er, „ich hatte auch daran gedacht, aber es geht nicht, nein, es geht wirklich nicht! Ich möchte lieber alles schriftlich erledigen.“

„Ich fürchte, daß ich den Brief nicht zu Ihrer Zufriedenheit schreiben kann. Es sind so viele Schwierigkeiten zu überwinden. Der Brief ist so ungewöhnlich.“

„Das ist wahr, und gerade darum habe ich mich an Sie gewandt, Fräulein Gale. Sie sind die einzige, die mir helfen kann. Wenn Sie mit dem Brief zufrieden sind, bin ich es auch.“

Fräulein Gale schüttelte den Kopf, schrieb einige Zeilen und fragte dann: „Wird das gehen?:

„Sehr geehrter Herr!“

„Einen Augenblick, bitte,“ rief Denham; „finden Sie nicht, daß die Anrede zu formell klingt? Ich möchte vielleicht lieber sagen: „Lieber Freund“!“

„Wie Sie wünschen,“ erwiderte Fräulein Gale, verbessernd; dann fuhr sie zu lesen fort:

„Lieber Freund!“

„Seit geraumer Zeit gehe ich mit dem Gedanken um, mir einen Socius zu nehmen, und bitte Sie, in Erwägung zu ziehen, ob Sie Lust hätten, bei mir einzutreten. Das Geschäft ist seit langem ein sehr einträgliches, und da ich kein Kapital von Ihnen verlange, hoffe ich, daß Sie mein Anerbieten vortheilhaft finden werden. Ich—“

„Ich möchte es lieber nicht so haben,“ warf Denham zögernd ein. „Es klingt, als böte ich alle Vortheile, und der Socius — hm; Sie verstehen doch?“

„Es ist doch aber so!“ antwortete Fräulein Gale.

„Schreiben Sie lieber vom freundschaftlichen Standpunkte aus, wie Sie selber vorschlugen, Fräulein Gale!“

„Ich habe gar nichts vorgeschlagen, Herr Denham. Aber wenn Sie mir lieber den Brief wörtlich diktiren wollten! Ich wußte, daß ich ihn nicht zu Ihrer Zufriedenheit würde schreiben können.“

„Ich bin vollkommen zufrieden, aber ich denke an meinen zukünftigen Socius. Sie haben den Brief vorzüglich geschrieben, weit besser, als ich es könnte, aber seien Sie so gut, ihn etwas freundschaftlicher zu halten!“

Einen Augenblick später las Fräulein Gale:

„— bei mir einzutreten. Ich mache Ihnen dies Anerbieten nicht vom geschäftlichen, sondern vom freundschaftlichen Standpunkte aus und hoffe, Ihnen sympathisch genug zu sein, daß Sie Lust haben, sich mit mir zu associiren.“

„Soll ich noch etwas hinzufügen, Herr Denham?“

„So ist es sehr gut! Wenn Sie nur noch andeuten wollten, daß mich eine abschlägige Antwort äußerst enttäuschen würde.“

„Jawohl, das will ich“, antwortete das Mädchen, „soll ich zeichnen: „Ihr ergebener“, oder „Ihr ganz ergebener?“

„Schreiben Sie, bitte, „Ihr Freund.“

Fräulein Gale verließ das Zimmer, und man hörte während einiger Minuten das schnelle Ticken der Schreibmaschine aus dem Nebenzimmer; dann kam Fräulein Gale mit dem fertigen Briefe zurück.

„Soll der Brief kopirt werden?“ fragte sie.

„Um Himmelswillen, nein!“ antwortete Denham, die hellen Schweißtropfen auf der Stirne.

„Er will die Sache vor Rogers verheimlichen, natürlich, denn es ist ein ganz unkaufmännischer Vorschlag“, dachte Fräulein Gale, und laut sagte sie: „Haben Sie heute noch etwas für mich zu thun?“

„Nein, Fräulein Gale, und nochmals meinen besten Dank für den Brief!“

Am nächsten Morgen trat Fräulein Gale lächelnd in das Zimmer des Prinzipals.

„Sie haben sich gestern Abend geirrt, Herr Denham“, sagte sie, einen Brief aus der Tasche ziehend.

„Wieso“, fragte er, etwas roth werdend.

„Sie haben den Brief an mich geschickt. Ich erhielt ihn heute Morgen und öffnete ihn, weil ich dachte, daß Sie mich vielleicht heute nicht brauchten. Ich sah aber gleich, daß Sie sich im Couvert geirrt hatten. Sollte ich heute kommen?“

Es schwebte ihm auf der Zunge, zu sagen: „Ich brauche Sie nicht nur heute, sondern immer!“ — aber anstatt dessen sagte er gar nichts, sondern er streckte nur die Hand nach dem Brief aus, um sich von seinem Irrthum zu überzeugen.

Am nächsten Morgen erschien Fräulein Gale später, als gewöhnlich, und legte mit erschrockenem Gesicht denselben Brief vor Denham hin. Sie meinte bestimmt, der arme Mann habe den Verstand verloren, und sah eine Bestätigung dieser Annahme in dem verstörten Gesicht des Prinzipals, als sie ihm sagte: „Sie haben den Brief zum zweiten Mal an mich geschickt, Herr Denham!“

Der Muth der Verzweiflung beseelte Denham plötzlich: „Warum beantworten Sie ihn denn nicht?“ fragte er mit rauher Stimme.

Sie wich einen Schritt zurück:

„Beantworten?“ fragte sie verständnißlos.

„Natürlich! Wenn ich einen Brief zweimal erhalte, muß ich ihn doch beantworten!“

„Was meinen Sie damit?“ rief das Mädchen, die Hand auf der Thürklinke.

„Genau das, was in dem Briefe steht. Ich möchte Sie zum Partner haben, ich möchte Sie heirathen! Zum Teufel mit dem Geschäftlichen.“

„O!“ rief das Mädchen, einen tiefen Seufzer ausstoßend. Dann floh sie aus dem Zimmer in ihr eigenes Schreibmaschinen-Contor, die Thür schließend.

Richard Denham ging ruhelos in seinem Zimmer auf und ab, klopfte dann an ihre Thür, aber ohne eine Antwort zu erhalten. Er nahm seinen Hut vom Ständer und verließ das Geschäft. Als er nach langem ziellosen Wandern zurückkam, begrüßte ihn der Kassirer mit den Worten: „Fräulein Gale ist fort, Herr Denham!“

„So?“

„Ja, sie hat einen Brief hinterlassen; sie kommt aber nicht wieder.“

„Es ist gut, Rogers!“

Er ging in sein Privat-Contor und fand auf seinem Pult einen Brief liegen, mit dem Vermerk „Privat“; er riß ihn auf und las folgende, sauber mit der Schreibmaschine geschriebenen Zeilen:

„Ich gebe meinen Platz an der Schreibmaschine auf, da ich eine bessere Offerte habe. Man hat mir die Stellung eines Socius in dem Geschäft von Richard Denham angeboten, und ich bin entschlossen, dieses Anerbieten anzunehmen, weniger der finanziellen Vortheile halber, die diese Stellung bietet, als vielmehr des freundschaftlichen Verhältnisses wegen, in das ich zu dem obengenannten Herrn treten werde. —

Warum mußten Sie mich so mit dem dummen Brief quälen, wo ein paar Worte alles in Ordnung gebracht hätten? Sie scheinen wirklich einen Socius zu brauchen! Meine Mutter wird sie jederzeit empfangen, — die Adresse haben Sie ja. Ihr Freund

Margarethe Gale.

Geheimnißvolle Kräfte.

Unter dem Titel „Geheimnißvolle Kräfte“ erzählt Graf Nikolaus Bethlen in einem ungarischen Blatte eine räthselhafte Geschichte, die auf den Erlebnissen eines französischen Richters beruht.

„Vor zehn Jahren hatte ich als Untersuchungsrichter meine Aufgabe in einem entsetzlichen Mordprozesse vollendet; Tag und Nacht sah ich seit Wochen im Geiste nur Leichen, Mordscenen und Blut. Zu meiner Erholung suchte ich einen entlegenen Luftkurort auf, wo es keine Kasino und keine Eisenbahn giebt, nur alte Stellwagen; ich spazierte den ganzen Tag in den Waldungen herum, die dort eine riesige Ausdehnung haben, und verirrte mich eines Abends derart, daß ich ganz erschöpft war, als ich aus dem Walde auf eine entlegene Straße gelangte, von wo meine Wohnung noch zehn Kilometer entfernt lag. Nächst der Straße befand sich ein Einkehrwirthshaus mit der Firma: „Zum guten Freund.“ Ich trat ein und verlangte ein Nachtmahl. Der Wirth und seine Frau hatten ein verdächtiges Aussehen, und sonst war kein menschliches Wesen im Hause zu sehen. Nach dem herzlich schlechten Essen verlangte ich eine Unterkunft, da es bereits zu finster war, um den Heimweg anzutreten; die Wirthin führte mich längs eines Ganges in ein Dachzimmer, das sich oberhalb des Stalles befand. In dem Zimmer fand ich außer dem Bette nur zwei Sessel und einen Tisch mit einem Krug Wasser. Als vorsichtiger Mann untersuchte ich das Zimmer und fand eine Thür, die sich auf eine Leiter im Freien, welche zur Stallthür führte, öffnete. Ich verbarrikadirte die Thür mit den Sesseln und dem Tische, auf welch' letzteren ich einen Krug stellte, so daß man die Thür nicht öffnen konnte, ohne den Tisch und Krug umzuwerfen. Todtmüde verfiel ich in tiefen Schlaf; da erwachte ich plötzlich auf ein großes Geräusch; es schimmerte Licht durch das Schlüsselloch. „Wer ist da?“ rief ich erschrocken. Keine Antwort; tiefe Stille. Nach langer Zeit, gegen Morgen zu, schlief ich endlich wieder ein und hatte folgenden Traum:

Es schien mir, das man die Fallthür öffnete; der Wirth erschien mit einem großen Messer in der Hand und hinter ihm die Frau mit einer Laterne, vor welche sie ihre Hand hielt; der Wirth nahte mit leisen Schritten und stieß sein Messer in die Brust des Mannes, der im Bette lag; der Wirth packte den Ermordeten bei den Füßen und die Frau beim Kopfe, und so trugen sie ihn die Leiter hinunter. Der Wirth nahm den Ring, an dem die Laterne hing, in den Mund. In dem Augenblicke erwachte ich, in Schweiß gebadet; die Sonne stand schon hoch am Himmel. Ich warf mich hastig in meine Kleider und stürmte die Treppe hinunter: als ich auf die Straße gelangte, fühlte ich mich ganz erleichtert und eilte in meine Wohnung in den Kurort.

Ich vergaß ganz meinen Traum; nach drei Jahren las ich folgende Notiz: „Die Gäste des Kurortes X. befinden sich in großer Aufregung; der Advokat Viktor Armand ist seit acht Tagen, seit er zu Fuß einen Ausflug in das Gebirge machte, verschwunden; man fürchtet, daß er verunglückt sei.“ In dem Augenblick, als ich die Notiz las, erinnerte ich mich meines Traumes. Noch stärker ergriff mich diese Erinnerung, als ich einige Tage später folgende Mittheilung fand:

„Man ist auf der Spur des verschwundenen Advokaten; er verbrachte die Nacht vom 24. August im Einkehrwirthshaus „Zum guten Freund“. Ein Fuhrmann hat ihn dort gesehen; Wirth und Wirthin sind schlecht beleumdet; vor sechs Jahren verschwand ein Engländer in derselben Gegend; andererseits hat ein Hirtenmädchen ausgesagt, daß es am 26. August sah, wie die Wirthin in einem Tuche unter dem Holze blutige Leinentücher versteckte. Eine strenge Untersuchung wird eingeleitet.“

Eine innere Stimme flüsterte mir zu, daß mein Traum zur Wirklichkeit geworden, und unwiderstehlich zog es mich nach dem Kurort X. Die Richter bemühten sich dort, das Geheimniß zu lüften, doch ein unzweifelhafter Beweis konnte nicht gefunden werden. Ich traf gerade den Tag in X. ein, als der Untersuchungsrichter die Wirthin verhörte, und ersuchte ihn, zu gestatten, daß ich dem Verhör beiwohne. Die Frau erkannte mich nicht; sie bemerkte gar nicht meine Anwesenheit. Sie sagte aus, daß ein Herr am 24. August Abends im Gasthaus weilte, aber die Nacht nicht dort zugebracht habe; als Beweis ihrer Aussage führte sie an, daß es im Gasthause nur zwei Gastzimmer gebe, und daß beide von Fuhrleuten besetzt waren; eine Thatsache, welche die Betreffenden in der Untersuchung bereits bestätigt hatten. Da griff ich in das Verhör plötzlich ein und rief: „Und das dritte Zimmer über dem Stall!“

Die Frau schrak zusammen und schien mich in dem Augenblick zu erkennen. Ich fühlte mich wie inspirirt und fuhr fort:

„Viktor Armand schlief in diesem dritten Zimmer; Nachts kamen der Wirth und Sie auf der Stallleiter in das Zimmer, indem Sie die Fallthür öffneten; Ihr Mann hielt ein Messer in der Hand und Sie eine Laterne. Sie blieben bei der Thür stehen, während der Wirth den Reisenden ermordete und ihm seine Uhr und sein Portefeuille raubte.“

Das war mein Traum vor drei Jahren; mein Kollege, der Untersuchungsrichter, war ganz verblüfft; die Frau aber zitterte am ganzen Leib, ihre Zähne klapperten vor Furcht und Entsetzen sprach aus ihren Augen.

„Dann“ — so sagte ich weiter — „ergriff Ihr Mann die Leiche bei den Füßen und Sie hielten den Kopf. Beide trugen die Leiche auf der Leiter hinunter; um zu leuchten, nahm der Wirth den Ring, an dem die Laterne hing, in den Mund.“

Leichenblaß stand die Wirthin vor uns und murmelte unwillkürlich die Worte: „Der hat Alles gesehen!“ Aber sofort raffte sie sich auf, verweigerte ihre Unterschrift auf das Protokoll und sprach kein Wort mehr. Nun wurde der Wirth vorgeführt. Mein Kollege wiederholte ihm meine Erzählung; der Wirth glaubte, daß seine Frau ihn verrathen habe. Mit einem fürchterlichen Fluche schrie er wüthend:

„Die Elende soll es mir büßen!“

Mein Traum ist also nach drei Jahren bis in die kleinste Einzelheit — wie z. B., daß der Wirth den Ring der Laterne in den Mund nahm — zur Wirklichkeit geworden. Im Stalle des Wirthshauses fand man unter dem Kehrichthaufen vergraben die Leiche des unglücklichen Victor Armand und noch andere menschliche Gebeine, vielleicht jene des vor sechs Jahren verschwundenen Engländers. Mir ist es immer, als ob mir dasselbe Loos bestimmt gewesen wäre. In jener Nacht, als ich träumte, habe ich wirklich durch das Schlüsselloch das Licht schimmern sehen, oder war das auch nur ein Traum, eine grauenhafte Vorahnung? Ich weiß es nicht. Aber ich fühle auch, daß eine geheimnißvolle Kraft mich als Werkzeug benutzte, um ein Verbrechen an das Tageslicht zu bringen das sonst ungestraft geblieben wäre. Und während meines langjährigen Wirkens als Richter hatte ich öfters Gelegenheit, zu erfahren, daß der Verbrecher — um seine That zu verhüllen — nicht allein mit uns Menschen zu kämpfen hat, sondern auch mit einer geheimnißvollen Macht, welche die Wissenschaft noch nicht zu ergründen vermochte.“

Die Entstehung des Kladderadatsch

erzählt der nun 75jährige Aesthetiker Max Schasler in seinem vor Kurzem erschienenen Buche „Ueber ein halbes Jahrhundert. Erinnerungsbilder eines alten Burschenschafters“. Schasler, der sich gegen Ende der vierziger Jahre vergeblich an der Universität Berlin zu habilitiren versucht hatte und wegen dieses Mißerfolgs in tiefe Verstimmung gerathen war, wurde von Seiten zweier Bekannter, Namens Ernst Dohm und Rudolf Löwenstein, veranlaßt, einem Vereine talentvoller und lustiger junger Leute beizutreten. Die kleine Gesellschaft führte den Namen „Rütlibund“ und pflegte sich Abends in der Restauration „Malassen“ an der Gertraudtenbrücke zusammenzufinden. Außer Dohm und Löwenstein gehörten zu ihr Kalisch, Titus Ullrich, Rudolf Gottschall und seine Freundin Louise Aston, der Zeichner Wilhelm Scholz, der spätere Danziger Oberbürgermeister v. Szepanski und einige andere. Die Gespräche, die in dieser Gesellschaft geführt wurden, waren hauptsächlich politischen Inhalts, an jedem Sonnabend aber verdichtete sich die Unmasse von Witz und Satire zu einer Kneipzeitung, „Rütlizeitung“ genannt, die hauptsächlich von Dohm, Löwenstein, Kalisch und Szepanski geschrieben und von Wilhelm Scholz illustrirt wurde. Eines Sonnabend Abends nun, erzählt Schasler, war bei der Vorlesung auch der nachherige Verleger des „Kladderadatsch“, Hofmann, damals ein ganz mittelloser Buchhändler-Commis, anwesend. „Das Unglück wollte, daß Jemand aus Ungeschick ein volles Bierseidel über die „Rütli-Zeitung“ ergoß und beides bei dem Rettungsversuch auf die Erde geschleudert wurde. Da rief der Vorleser—es war Szepanski — plötzlich „Kladderadatsch!“ jenen alten Berliner Ausruf für solche Affären, wenn etwas zerbrochen oder verdorben wird. Hoffmann, der schon bei einer früheren Vorlesung entzückt war über den Reichthum an pikanten Witzen der „Rütlizeitung“, griff das Wort Kladderadatsch auf und erbot sich, ein satirisches Wochenblatt unter diesem Titel herauszugeben.“ Der Plan wurde angenommen und schon vom nächsten Sonnabend an erschien der „Kladderadatsch,“ „alle Tage, mit Ausnahme der Wochentage“. Die Mitarbeiter waren die der „Rütlizeitung“, Ernst Dohm der Redakteur. Der große Aufschwung, den das ausgezeichnete Witzblatt schon sehr bald nahm, ist bekannt.

Iffands Ring.

Während seines Aufenthaltes in Zürich mußte der berühmte deutsche Schauspieler Friedrich Haase sich eine kleine „Anzapfung“ von einem Züricher Journalisten gefallen lassen. Wir reproduziren hier nur einen der interessantesten Punkte des Interviews, das in der „N. Z. Z.“ veröffentlicht wurde. Friedrich Haase trägt einen Ring am Finger. Das ist nun gerade nicht merkwürdig; aber wohl ist es das, daß der Ring von Iffland stammt. In einer altertümlichen Einfassung von Brillanten zeigt er eine Gemme mit dem Bildniß des Vaters der deutschen Schauspielkunst. Diesen Ring hat Iffland einst als Geschenk erhalten und bis zu seinem Tode getragen. Als er sein Ende nahen fühlte, bezeichnete er als seinen Nachfolger an der Berliner Hofbühne und als Fortsetzer seines Lebenswerkes den damals noch unbekannten Ludwig Devrient, dem er als Unterpfand und als Zeichen seines heiligen Vermächtnisses diesen Ring zu übergeben befahl. Ludwig Devrient trug diesen Ring bis zu seinem Tode, und hinterließ ihn Theodor Döring, der den Reif ebenfalls bis zu seinem Tode trug. Als Döring auf seinem Sterbelager lag und seine Auflösung nahe fühlte, bat er seine Gattin, das Kleinod seinem Freunde Friedrich Haase zu übergeben.

So vererbte sich das Abzeichen der höchsten Würde der deutschen Schauspielerkunst, indem jeder Inhaber sich seinen Nachfolger selbst wählt, von Iffland bis auf Friedrich Haase „gleich einer Königskrone“, wie der Interviewer begeistert hinzufügt.

Verdorbene Luft.

Durch Versuche an Mäusen wurde festgestellt, daß schon ein Kohlensäuregehalt von 12 bis 14 Prozent ausreicht, um die Thiere zu tödten, und zwar auch dann, wenn dieses Kohlensäurequantum einem Strom frischer Luft beigemengt wurde. Ein Schlafzimmer, in dem auch nur zwei bis drei Personen bei verschlossenen Fenstern die Nacht verbringen, ist am Morgen mit Kohlensäure geschwängert — es wundern sich so manche Leute, daß sie am Morgen mit „eingenommenem“ Kopfe erwachen und merken nicht, daß das von dem Schlafen in ungenügend erneuerter Luft kommt — nun denke man sich gar ein Zimmer, in dem eine ganze Familie wohnt, arbeitet, schläft, und in dem wo möglich noch gekocht wird — im Winter wegen der Wärme, im Sommer wegen der Hitze und der Fliegen bei geschlossenen Fenstern: Daher rührt es zum großen Theile, daß die Frauen der unteren Stände so schnell verblühen und nach der Geburt von einem bis zwei Kindern schon wie alte Frauen aussehen, noch dazu bleich und abgezehrt; ihre Männer sind wenigstens den Tag über in anderer Luft, sie aber halten sich mit geringen Unterbrechungen Tag und Nacht in dieser Atmosphäre auf, die man nicht besser bezeichnen kann, als mit dem Ausdruck: „Schleichendes Gift!“ Ein altes Sprichwort sagt nicht umsonst: „Oeffnet die Fenster in Eurem Haus, so fliegen Apotheker und Arzt hinaus.“

Scherzfrage.

„Welche Heringe sind die gesuchtesten?

Antwort: „Die G—heringe.“